

**Der Hammer**  
Die Zeitung der  
Alten Schmiede  
Nr.64, 05.13

## **REISE-ECHOS** **Amanshauser (A), Widmer (CH), Farah (SO/SA)**

Der Wiener Schriftsteller **Martin Amanshauser** hat in seinem Autorenprojekt »Falsch reisen – Richtig reisen« vom 16.–27. Mai in der Alten Schmiede sich und seinen Gästen die für das Reisen heutzutage paradoxe Frage gestellt: *Wieso wird eine strapaziöse Tätigkeit, die einen aus dem täglichen Umfeld herausreißt und einen von Familie, Freunden und Bekannten entfernt, als derart prestigeträchtig wahrgenommen?*  
Zum Abschluss seines Projektes veröffentlicht er im »Hammer« einen vergleichenden Reisebericht zweier Fahrten mit der Transsibirischen Eisenbahn in den Jahren 1992 und 2005.

*Verschiedene Arten mit Urs Widmer zu reisen* hat der Literaturkritiker **Samuel Moser** den Leitfaden seines Streifzuges durch das vielschichtige Werk des wundervoll einfallreichen Schweizer Erzählers und Theaterautors **Urs Widmer** genannt. Im vergangenen Jahr konnte man sich an dieser kenntnisreichen Werkanalyse, verbunden mit mehreren Lesepassagen des Autors, in der Alten Schmiede erfreuen. Es sind Reisen durch spielerisch konstruierte Gedankenwelten, die Moser als den großen Erzählwerken eines Homer, eines Vergil und eines Dante ebenbürtig erkannt hat.

Der seit 1999 in Südafrika lebende Schriftsteller **Nuruiddin Farah** gilt weltweit als literarisches Gewissen Somalias, eines Landes, das es als politische Einheit nur in der Fiktion gibt. Farah, in seiner Heimat zum Tode verurteilt, lässt immer wieder die Heldinnen und Helden seiner Romane aus dem Exil in die Heimat zurückreisen, um dort trotz permanenter Lebensgefahr und Elend zu versuchen, einen konstruktiven Beitrag zur Rettung des Landes aus seiner völligen Zerrüttung zu leisten. So auch in seinem neuesten Roman *Crossbones*, den er nun in Wien vorstellt.

**13.6.2013, 19.00**, Alte Schmiede  
**NURUDDIN FARAH** (Somalia – Südafrika) zweisprachige Lesung aus seinem Roman **GEKAPERT / CROSSBONES** (Suhrkamp Verlag, 2013 / Riverhead Books, 2011) • **ILIJA TROJANOW** (Wien) Einleitung, Lesung der Übersetzung, Gespräch mit dem Autor



Martin Amanshauser

## Wir sitzen eng, aber niemand ist beleidigt

Zwei Fahrten mit der Transsibirischen Eisenbahn – 1992 und 2005

1992 hielt ich Moskau für gefährlich. Damals bestand der Osten aus Gerüchten. Es hieß, auf den Straßen der Metropole würde Anarchie herrschen. Auf den ersten Blick sah die Metropole jedoch ganz anders aus. Es war April, es war ziemlich kalt, bärtige Männer schliefen unter Pappkartons. Moskau hätte an Paris erinnert, wäre da nicht die merkwürdig grau-braune Mode des kommunistischen Erbes gewesen. Auf dem Boulevard Twerskaja packte mich eine diffuse, unkontrollierbare Angst vor dem Fremden. Ich fürchtete, dass mich Pistolenmänner in einen Winkel zerren würden. Ich zitterte vor den gefährlichen Schwarzwechselbanden, die nie aus dem Schatten traten.

2005 entwickle ich absolut keine Angst mehr. Moskau sieht mittlerweile wirklich aus wie Paris, zumindest die Innenstadt. Einziger Schönheitsfehler: Hyperwestliche Ostmode beherrscht das Stadtbild. Im Kaffeehaus nehme ich einen »Tommy Drink« zu mir, eine Mischung aus Sellerie- und Tomatensaft. Alle jungen Moskauer trinken jetzt den »Tommy Drink«. In Moskau gibt es vielleicht gar keine Pistolenmänner mehr. Vielleicht hat es sie nie gegeben. 2005 fühle ich mich leicht, und ich bin leichtsinnig. Vielleicht werde ich deshalb das erste Mal in meinem Leben überfallen.

1992, unterwegs mit einem Freund. Wir flogen mit Aeroflot von Bratislava nach Moskau, weil die Zugstrecke durch Weißrussland als »unsicher« galt. Gerüchte besagten, die Züge würden von Verbrecherbanden angehalten und ausgeplündert. Wir hatten ein Ticket für die Transsibirische Eisenbahn, Moskau – Beijing, aber nach Russland mussten wir fliegen. Spätabends, am Bahnhof Moskva Jaroslavskaja wurden wir von einer herben Prowodnitsa durch Menschentrauben geschleust, wo sich Konkurrenten mit offenbar minderwertigen oder gefälschten Tickets vergebens Eintritt zu verschaffen suchten. Die Prowodnitsa steckte uns in ein Viererabteil, gemeinsam mit zwei Frauen aus Finnland. Es war ein Raucherabteil. Die Frauen aus Finnland stellten sofort klar, dass sie Wert auf Rauchfreiheit im Abteil legten. 1992 wirkte ein solcher Wunsch wie eine Zumutung. Wir hielten uns trotzdem dran. Die Frauen aus Finnland waren brav und stark, braver und stärker als wir.

2005: Weißrussland, die einzige Diktatur in Europa. Die Transitstrecke ist – deshalb oder dennoch – sicherer denn je. Eine Konstante seit der Zarenzeit: die unterschiedlichen Spurweiten. In Brest wird umgestellt, Russland verwendet die (auch in den USA übliche) Breitspur von 1.524 Millimeter, Westeuropa fährt auf 1.453 Millimeter. In einer Umspannhalle werden die Waggons mit einem Hebekran aufwärts gehievt und breitere Achsen untergesetzt. Ich bin mit einer Gruppe deutscher Touristen unterwegs. Die Arbeiter heben kleine Trinkgelder von jenen ein, die aus dem Waggon steigen wollen und die Umspannung fotografieren, filmen. Die Touristen betreten potentiell tödliche Arbeitszonen, wo Tonnen von Stahl herumgeschoben werden. Kein Problem, die meisten Arbeiter sind besoffen und in blendender Laune. Die Spurweitendifferenz, einziger Grund für ihren Arbeitsplatz, gibt es seit über hundert Jahren, im Zuge der russischen Abschottungspolitik hat der Zar damit den Waren- und Personenaustausch erschwert und am verletzlichen Außenflügel des Reichs eine Blockade gegen even-

tuelle Invasionen eingebaut. Eine Frau aus der DDR sagt: »Da haben sie den Zaren zu Recht erschossen.« Eine andere lacht, gurrend, als würde sie einen allzu frechen Witz im Grunde missbilligen, aber doch tolerieren.

1992 sah ich erstmals das, was von Lenins Leiche übrig ist. Sein Mausoleum am Roten Platz in Moskau war düster. Wo er lag, herrschte die Atmosphäre des Terrors. Eine Menschenschlange wurde am Revolutionär vorbeigeschleust. Der Ernst in seinem wachsigen Gesicht wurde nur vom Ernst der uniformierten Beamten übertroffen, die zögern oder von der Stimmung ergriffenen Besuchern auf den Rücken klopfen, um sie zum Weitergehen zu bringen. 2005 steht niemand vor dem Mausoleum, in dem einst auch Stalin lag, bevor man ihn irgendwo hinten begrub. »Is Lenin open?«, frage ich einen Uniformierten. »Lenin closed«, antwortet er, »tomorrow Lenin open.« Am nächsten Tag reicht die Schlange über den halben Roten Platz. Hunderte. Viele der Wartenden wissen, dass die Konservierung des Helden dem Ende zugeht. Lenin soll in St. Petersburg begraben werden – neben seiner Mutter.

Moskva Jaroslavskaja, 2005. Die Wildheit des Bahnhofs hat sich nur am Fetzenmarkt links von der Haupthalle erhalten, dort gibt es Plastikpistolen und käufliche Frauen. Der Bahnsteig ist hingegen von allen unsoliden Elementen gesäubert. Ein ganz normaler westlicher Bahnsteig? Wo im letzten Jahrzehnt die Luft vibriert hat, stehen heute Menschen mit gültigen Tickets vor den Einstiegen und warten geduldig wie bei »Pizza Hut«: Wait till you get seated. Die Waggons der Trans-

### Damals bestand der Osten aus Gerüchten

sibirischen Eisenbahn sind dreizehn Jahre danach die gleichen. Aber die Prowodnitsas sind freundlicher, haben vielleicht Schulungen und Seminare hinter sich. Der raue Charme der Diktatur war irgendwann dem Dienstleistungslächeln der Demokratie gewichen. Auf dem Tisch im Viererabteil steht Mineralwasser, Bier, Schokoladenzug. Das wird von den Prowodnitsas zwecks Gehaltsverbesserung privat verkauft. Sie sehen es ungern, wenn die Leute am Kiosk oder am Bahnsteig konsumieren. Sie empfinden es als Vertrauensbruch. Denn die Prowodnitsa ist nicht nur Schutzherrin und Guter Engel. »Wissen Sie«, erzählt Frau Oxana, 49, »eine Prowodnitsa ist Servicefrau, Verkäuferin, Kontrolleuse, Buchhalterin, Putzfrau, im Winter Heizerin. Da gießen wir schon einmal kochendes Wasser in die fahrenden Klamuscheln.«

Frau Oxana ist aber vor allem Waggonchef und Schaffnerin des »Zug Nummer 10«. Sie liefert die Bettwäsche der Fahrgäste, heizt den Samowar, sorgt für Ruhe, Ordnung und Wohlbefinden zwischen Moskva Jaroslavskaja und Irkutsk Passazhirskij. Frau Oxana ist nicht unzufrieden mit ihrem Job: »Die Bahn ist einer der wenigen russischen Arbeitgeber, der regelmäßig Gehälter zahlt.«

An jeder der 33 Stationen vollführt sie ihr Ritual mit routinierten Bewegungen: Öffnen der Waggontür, Wegklappen der Ausstiegsplattform, Reinigung des Handlaufs zum Treppeabstieg mit ihrem Staubtuch. Frau Oxana ist es, die den ersten Fuß auf den Bahnsteig setzt, wonach sie den Abstieg freigibt für die Passagiere.

Draußen eine Traube von Verkäuferinnen: Pirogen, Heidelbeeren, Kartoffeln, Huhn, Flusskrebse. Skolko stoit – wieviel kostet das? Zwan-



zig Minuten beträgt der Aufenthalt in größeren Stationen. Und was, wenn ein Passagier zurückbleibt? Frau Oxana lächelt: »Einfach beim Bahnhofsvorstand ein Formular ausfüllen. Der nächste Zug kommt bestimmt.«

Was für Frau Oxana der ganz normale Arbeitsplatz ist, beschäftigt die Phantasie des Westens seit mehr als einem Jahrhundert: Sibirien, Land der Verbannten. Die Birkenwälder und Dauerfrostböden, Tajga und Tundra, durchkreuzt von der längsten Eisenbahnstrecke der Welt. Erbaut mit Spaten, Schubkarren und Pferdewägen, von lokalen Arbeitern und Zwangsarbeitern, Kulis, Sträflingen. Bei der Schienenarbeit konnte man »Strafzeit gewinnen« – 9 Monate zählten soviele wie 1 Jahr Verbannung. An den 7.000 Gesamtkilometern der Strecke nach Wladiwostok schufteten teilweise 100.000 Menschen gleichzeitig.

1992, wilde Reise in den kalten Osten. Vladimir, Balezino, Perm, Jekaterinburg. Fahrt durch dichte Wälder und durch an der Oberfläche gefrorene Sümpfe. Weiße Bäume, graue Hütten, weiße Bäume. Die Landschaft verändert sich drei Tage lang kaum. Dünne Schneeflocken zwischen wie Striche die Scheiben hinunter. Tjumen, Omsk Novosibirsk.

Jeweils 20-Minuten-Stops. Auf den Bahnsteigen: Heidelbeeren, Huhn, Flusskrebse? – Nicht auszudenken. 1992 gab es höchstens etwas trockenes Brot. Und die blauen Dosen mit dem Kaviar von der Krim. Irgendwo fand man meist eine alte Frau, die Malzbier anbot. Trotz der Temperaturen war das Bier warm. Wir tranken es in einem Abteil mit sechs jungen russischen »Businessmen«, so nannten sich die. Einer von ihnen bot mir Cognac an – Napoleon. »Echt aus Frankreich! Napoleon!« Er lachte. Ich verstand nicht. »Echt! Echt Cognac Napoleon!« Er öffnete einen seiner Koffer. Eine Kiste mit 2000 Etiketten, Cognac Napoleon. »Wir kaufen billigen polnischen Cognac und kleben die französischen Etiketten drauf. Super Business!« Krasnojarsk, Ilianskaja, Tajshet. Die Ruinen der realsozialistischen Maschinen, für die es längst keine Ersatzteile mehr gibt, rosten am Bahndamm vor sich hin. Und dann die Hunde. Kleine Babyhunde, die von chinesischen Businessmen von Russland nach China exportiert wurden. Oder jedenfalls war der Export das Ziel.

2005. Normalerweise planen vernünftige Reisende ihre Wege abseits deutscher Tourismuskultur. Diesmal hat es sich so ergeben, dass ich dem Vulkan ins Auge sehen muss. Die Gruppe, mit der ich unterwegs bin, belegt die Viererabteile jeweils zu zweit, teurer Westluxus. Die Prowodnitsas sind ohnehin begeistert. »Der deutsche Gast ist der beste. Mehr Trinkgeld, weniger Alkoholchaos, weniger Müll«, fasst Frau Oxana zusammen. »Oder glauben Sie, Russen geben Trinkgeld?« Man muss lange fragen, bis sie auch einen Nachteil an deutschen Fahrgästen Preis gibt. »Naja, wie soll ich sagen?« Frau Oxana lächelt. »Die Deutschen bleiben ziemlich lange am Klo. Nehmen wir einen vollbelegten russischen Waggon, Viererbelegung. Da ist das Klo meistens frei. Die Deutschen sind nur halb so viele, Zweierbelegung. Das Klo ist aber dauernd besetzt. Wir fragen uns immer, was die da drin machen ...« Ich zögere und sage dann nur ein Wort: »Hygiene.«

Die deutschen Gäste wundern sich lautstark über die Sauberkeit in Russland, wie sich ja Deutsche überall auf der Welt wohlwollend über die Hygiene anderer Völker äußern. Sie tun das aus der herablassen-

den Warte des Sauberkeitsschiedsrichters. Sie haben dicke Bäuche wegen den Passpอร์ตäschchen, die ihnen von früh bis spät um den Hals hängen, teilweise verfügen die Schnüre über Bepolsterung gegen eventuell auftretenden Dekubitus. Sibirischer Abend – die Sonne geht unter, und sie singen »Der Mond ist aufgegangen«. Ich überlege, was meine Generation eines Tages singen wird. Vielleicht »Smells like teen spirit?« Oder werden auch wir auf das Liedgut der Volksschule zurückgreifen?

Moskau-Irkutsk, Durchquerung von fünf Zeitzonen. Dass die Tage dadurch nur 22 bis 23 Stunden haben, merkt man kaum. An Bord herrscht ebenso wie an den Bahnhöfen entlang der Strecke konsequenterweise Moskauer Zeit. Der Samowar liefert Heißwasser für Tee, der Wodka geht die Runde, irgendwann wird ein Transsibirischer Waggon zu einer großen, schicksalhaft verbundenen Familie. Zum Wodka und zu den Klappbetten passt ein russisches Sprichwort: »Wir sitzen eng, aber niemand ist beleidigt.«

2005. Die russischen Männer sind reich oder arbeitslos. Die Reichen meiden den Zug. Viele der weniger Reichen imitieren je nach Körperbau die Vorbilder Schwarzenegger oder Putin. Der fette Nacken, die Muskelleibchen, die blasse Hautfarbe, die blutleeren Lippen, das matte Weiß der Trainingshosen. Die russischen Frauen liefern sich dem Imitationstrip aus, sie stehen unter dem ärgsten vorstellbaren Modediktat. Wo immer sie auftauchen, zeigen sie sich mani- und pedikürt, süßlich geschminkt, mit hohen Schuhen und kleinen rosa Täschen. Gürtel mit Haifischzähnen. »Das sind noch echte Frauen«, sagt ein dicker Deutscher und deutet auf ein dünnes, 17-jähriges Mädchen, das aussieht wie eine Nutte und es nicht einmal weiß.

1992. Nach Irkutsk änderte sich die Landschaft. Gelbschattierungen, hellgelb, wüstengelb, sandgelb, zwischen Steppe und Wüste und der Weite des Baikalsees. Der weiße Schaum, den die Zellulosefabrik an der Südküste absondert. Die Vorstellungen über die Transsibirische Eisenbahn waren romantisch, die Realität erwies sich als kapitalistisch hart: Chinesen und Russen, alle versierte Businessmen, versuchten einander mit Eifer und Raffinesse zu übervorteilen. Die Chinesen mit ihren flinken Fingern immer einen Hauch schneller, die leicht melancholischen Russen hetzen wütend mit erhobenen Heizschaufeln hinter ihnen her. Doch das Allerschlimmste: die verzweifelten Hundeaugen. Durch die Gänge wuselten Dutzende kleine Hunde, mitgeschmuggelt von einigen chinesischen Passagieren – »to sell russian dog in China«. Bei Ulan Ude wurden die Hundebesitzer nervös: die mongolische Grenze nahte. Sie begannen, die kleinen Hündchen in Koffer zu packen. So viele wie möglich in den Koffer und zu mit dem Deckel. Das leise Quietschen, das Heulen der Hündchen in den Koffern!

Heute fehlen die Reisefreaks und Reiseprofis, die sind längst in Äthiopien, im Outback Australiens oder im Schottischen Hochland. Und es gibt auch keine chinesischen Businessmen mehr – das Transsib-Business am Bahnsteig beschränkt sich auf Lebensmittel.

Die Gefahr ist verschwunden. Dafür ist mehr Stil da. Im Speisewagen gibt es Schtschi und Borschtsch. Ein Russe fragt mich, was das Besondere dran sei. Nationalspeisen, sage ich. Ja, das auch, aber diese zwei Gerichte seien auf Deutsch, wie er wisse, nur durch lange Wör-

## Sibirien, Land der Verbannten



Fortsetzung von Seite 3

ter mit vielen Buchstaben darstellbar. Auf Kyrillisch hätten sie zwei beziehungsweise vier Buchstaben. Und sie schmeckten wunderbar! 1992 hatte es Fleisch in Zebrahäute gegeben, dazu Kartoffelpüree und Gurken. Für die Vegetarier gab es dann eben Kartoffelpüree und Gurken. Die Frauen aus Finnland sind beinahe verhungert. Gegen Ende der Reise waren sie nicht mehr so stark.

Am Baikalsee herrscht extrem kontinentales Klima: kurze, heiße Sommer, lange, eiskalte Winter. Im Winter ist das Baikaleis mehr als 100 Zentimeter dick, ab Dezember frieren täglich fünf Zentimeter Eisschicht dazu. Auf der neu gewonnenen Seefläche entsteht Jahr für Jahr ab November ein mit Verkehrszeichen geregelter Straßenverkehr, bis in den April hinein ist sie befahrbar. Zu Zeiten des Transsib-Baus setzte man Passagiere und Waren im Sommer mit Fähren über, im Winter 1904 wurden jedoch sogar die Eisenbahnschwellen direkt aufs Eis gelegt, in anderen Jahren wurden Waren und Menschen mit Pferdeschlitten über den See gebracht: bis zu hundert Dreispänner (»Troikas«) für die Fahrgäste 1. Klasse und Einspannerschlitten für jene der 3. Klasse – 3.000 Pferde »arbeiteten« auf der beschneiten Oberfläche.

1992. Die meisten Chinesen hatten Hunde dabei, auch die, die eigentlich mit anderen Waren handelten. Der Grund für den Hundetransport war nie so recht zu erfahren. Erste Überlegungen gingen natürlich dahin, dass dieser Import mit Ernährungsgewohnheiten in Zusammenhang stand. Wer weiß. Es handelte sich um diese Art von Reisefragen, denen man nicht nachgehen will, die man sich selbst nie zu beantworten wagt. Der Gestank der kleinen Hunde drang in alle Ritzen. Es war schwierig, nachts aus dem Stockbett zu klettern, ohne einem Tier die Wirbelsäule durchzutreten.

An der mongolisch-chinesischen Grenze begann das hektische Verpacken der Hündchen – in Koffer, Bastsäcke, Alutaschen. Als der mongolische Zöllner ins Abteil trat, war kein Vierbeiner mehr zu sehen. Die Zweibeiner plapperten aufgeregt, um das Hundequietschen zu überhören. Der Mongole ließ sich nicht täuschen. Bitte öffnen Sie diesen Koffer! Die zitternden Tiere wurden ans Licht gezogen. Dann öffnete der Zöllner mit einem Imbusschlüssel die Fensterklappe und warf ein Hündchen nach dem anderen – unter dem sanften Wimmern ihrer Besitzer – aus dem fahrenden Zug, hinaus in die kalte Nacht.

Sibirisches Temperament auf einer Busfahrt: Auf der Strecke von Irkutsk nach Listvjanka – eine hügelige Wahnsinnspiste durchquert entlang der Angara eine sanfte Waldlandschaft – gibt der Bus ordentlich Gas, alle Russen geben hier Gas, man bremst höchstens für Kühe. Trotz Rechtsverkehr befindet sich jedes zweite Lenkrad an der »falschen« Seite, importierte japanische Gebrauchtwagen. Nach einer Stunde Auf und Ab bietet sich ein einmaliger Blick auf eines der letzten Naturreservate der Welt.

2005. Der Baikalsee ist das große Erlebnis Sibiriens, die Badewanne der Superlativen: mit 1.637 Metern der tiefste Süßwassersee der Welt. Oft als »Heiliges Meer« bezeichnet und geologisch dazu verdammt, dereinst ein Ozean zu werden, streckt er sich in Mondsichelform durch den burjatischen Teil Ostsibiriens. Sein Volumen von 23.000 Kubikkilometern (tausend Mal der Bodensee) entspricht zwanzig Prozent des weltweiten Frischwassers, und auf seinem Grund, bei

konstanten 3,2 Grad Celsius, wachsen Wälder aus Süßwasserschwämmen, und kriechen blinde Plattwürmer herum, bis zu einem halben Meter lang.

Ohne die Gruppe, alleine in Irkutsk, wage ich eine Busfahrt nach Burgudus. Es dauert eine Stunde, bis ich mich zum richtigen Bus durchgefragt habe. Ich bin der einzige Passagier, der H&M-Kleidung trägt. Die Leute vom Land sind gekleidet wie vor dreizehn Jahren. Wodka, Besoffene. Sie schütten mir schwarze Sonnenblumenkerne in die offene Hand, wollen mir ihr Wässerchen aufdrängen. Ein junger Mann ohne Schneidezähne rüttelt an meiner Schulter. Immer wieder. Vielleicht ist er geistig behindert. Er zerrt an meinem Hemd. Ich nehme seine Hand und lege sie weg. Wieviel Kinder ich habe? Keines. Er hat nämlich zwei Kinder. »Money?«, fragt er. »Nein«, antworte ich. Eine junge Frau reicht mir von hinten ein kleines Kätzchen nach vorne. Sie setzt es auf meinen Schoß. Es schnurrt. Ich streichle es. Die junge Frau hat mich gerettet und sie weiß das.

1992. Der mongolische Zöllner deutete mit finsterner Miene auf meinen Seesack, den ich ihm bereitwillig entgegen hielt mir war ja klar, je länger er sinnlos herumschnüffelte, desto mehr Hundeleben konnten eventuell gerettet werden. Er öffnete den Seesack und zog mit raschem Griff einen kleinen gefleckten Hund hervor, der vor Angst zitterte. Ohne einen Blick an mich zu verschwenden, warf er auch dieses Tier aus dem Fenster.

Moskau 2005. Nach zehn Tagen in den engen Waggons betrete ich wieder Stadtboden. Ich schlendere den Boulevard Twerskaja entlang. Zwei Polizisten fragen nach meinem Reisepass und nach meinem Visum. Das Visum, erkläre ich, sei im Pass, dieser befindet sich im Hotel. »Police Station!«, befiehlt einer der Polizisten. Zuerst protestiere ich. Das Hotel ist nicht weit, sie könnten ja mitkommen. Das sei nicht möglich. Ohne Pass unterwegs – gegen russisches Gesetz. Auch wenn der Pass jetzt auftauche – zu spät. Ich habe Strafe zu bezahlen. »Schtraf«, scheint das auf Russisch zu heißen. Die beiden lassen nicht locker. Sie verlangen 3000 Rubel, etwa 100 Euro. Nachdem wir einige Male den gleichen Block auf und abgegangen sind, dämmert mir, dass mich die beiden keineswegs zur Police Station führen. Wir halten vor einem Bankomaten. »Große Probleme« werden mir prophezeit. Und es dauert 30 Minuten, bis ich sie auf 50 Dollar herunterhandele. Der Schein wechselt quittungslos den Besitzer. Ganz unauffällig. Glück gehabt, sagt einer der Polizisten zu mir.

MARTIN AMANSHAUSER (\*1968 in Salzburg, lebt in Wien und anderswo) reist seit mehr als zehn Jahren als Reiseautor um die Welt, berichtet von seinen Destinationen in österreichischen und deutschen Tageszeitungen, unterhält in der *Presse* die Kolumne *Amanshausers Welt* und schreibt Geschichten über das Reisen (*Logbuch Welt*). Weitere Bücher: *Im Magen einer kranken Hyäne*. Wiener Stadtkrimi (1997); *Erdnussbutter*. Roman (1998); *in der todesstunde von alfred schmidt. Eine Heurigenoper, Gedichte & eine Taschenbahn* (2000); *NIL*. Roman (2001); *100.000 verkaufte Exemplare*. Gedichte (2002); *Chicken Christl*. Roman (2004); *Alles klappt nie. Weltraumroman* (2005). Martin Amanshausers Romane und Gedichte sind im Deuticke Verlag erschienen.





Foto: Regine Mosimann / Diogenes Verlag



Foto: Maik Petrone

URS WIDMER, \*1938 in Basel. Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte in Basel, Montpellier und Paris. Nach der Promotion 1966 Verlagslektor im Walter-Verlag, Olten, und im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt; Mitbegründer des »Verlags der Autoren«. Lebt und arbeitet seit 1983 als Schriftsteller in Zürich. Zu seinen wichtigsten Werken gehören: *Das Normale und die Sehnsucht*. Essays und Geschichten (1972); *Die Forschungsreise. Ein Abenteuerroman* (1974); *Vom Fenster meines Hauses aus*. Prosa (1977); *Das enge Land*. Roman (1981); *Das blaue Siphon*. Erzählung (1992). Zuletzt erschienen: *Vom Leben, vom Tod und vom Übrigen auch dies und das*. Frankfurter Poetikvorlesungen (2007); *Ein Leben als Zwerg* (2008); *Herr Adamson* (2009); *Stille Post*. Kleine Prosa (2011).

SAMUEL MOSER, \*1951 in Lyss, Studium der Philosophie und Altphilologie in Bern und Rom. Lehrtätigkeit an einem Gymnasium und dem Schweizer Literaturinstitut in Biel; Rezensent in namhaften Zeitungen des deutschen Sprachraums; Präsident der Stiftung Robert Walser, Biel. Herausgeber u. a. von *Ilse Aichinger. Leben und Werk* (1990); *Paul Nizon*. Werkausgabe (2010).

### Samuel Moser

## Verschiedene Arten mit Urs Widmer zu reisen

Eine Einführung in einige Romane und Texte Urs Widmers anlässlich eines Lesungsabends in der Alten Schmiede Wien vom 24. September 2012

Das Reisen ist in Urs Widmers Werk ein zentrales Motiv und eng mit dem Schreiben verbunden. Seit seinem ersten Roman «Die Forschungsreise» (1974) bis hin zum Prosatext «Reise nach Istanbul» (2010) verweben sich die Bewegungen des Reisens und des Erzählens vielfach ineinander, verflechten sich äussere und innere Erfahrungen dabei zu einem komplexen Ganzen. Grenzen, auch die zwischen Realität und Fiktion und nicht zuletzt die zwischen Leben und Tod, werden dabei immer wieder ebenso respektvoll beachtet wie schamlos überschritten.

### Herr Adamson

Im Roman «Herr Adamson» (2009) folgt der junge Mick einem Toten durch eine Öffnung im Nachbargarten ins Jenseits. Fast kommt er um da drüben. Herr Adamson, so heisst der Tote für die Lebenden, kann kaum verhindern. Wie konnte der freche Kerl es wagen mit, nein *in* ihm in ein Land zu reisen, aus dem noch kein Mensch je (lebend) zurückgekehrt ist? «Du Idiot! Du Trottel!», verflucht Adamson

Mick. «Aus! Fertig! Schluss!», tönt seine Stimme aus dessen Innerem.

Aus und Schluss ist es dann aber noch lange nicht! Mick erzählt die Geschichte schliesslich am Tag nach seinem 94. Geburtstag seiner Enkelin. Auch ein bisschen dem Leser natürlich. Und wenn er nicht gestorben ist, was er nicht ist, wird er ewig leben. Er hat nämlich den Ausgang aus dem Schattenreich geschafft, mit Adamsons Hilfe natürlich. Auch wenn dieser nicht da wo der Eingang war, im Basler Kindheitsparadiesgarten, sondern auf einer Polizeistation in Mykene, besser bekannt durch sein Löwentor, seinen Schliemann, seine Frau Schliemann mit Klytämnestras Halsgehänge etc. Auch die Geschichte mit der alt gewordenen Daphne Schliemann alias Bibi Adamson und den toten Navajo-Indianern in Window Rock (Arizona), die im zweiten Teil von «Herr Adamson» eine Art satyrischer Fortsetzung der Unterweltsfahrt in der Oberwelt bildet, ist nicht zu Ende. Zurück in Basel und wieder in Herrn Kremers Garten erzählt Mick die Geschichte bis zum Punkt seines Sterbens – und ohne sie weiter zu erzählen, wer könnte das schon, lässt Urs Widmer sie weiter gehen. Der letzte Satz lautet: «Er kommt auf mich

Fortsetzung auf Seite 6



Fortsetzung von Seite 5

zu, und jetzt» Und Schluss, aber ohne Punkt. Es ist Herr Adamson, der kommt, um den Erzähler zu holen.

Homer, Vergil, Dante, Widmer. Würde Orpheus eine Literaturgeschichte schreiben, umfasste sie diese vier. Nur wenige Helden der griechischen Mythologie haben es geschafft, die Götter zu überlisten und lebend aus der Unterwelt zurückzukehren. Die Dichter gehören zu ihnen, ohne Helden zu sein. Was diese mit Mut und Kraft schafften, machen die Dichter mit Fantasie. Die Fantasie ist der Todesmut des Dichters.

Homer, Vergil, Dante, Widmer tun das Unerlaubte. Sie überschreiten die Schwelle des Todes: hin und zurück. Sie überlisten die Zeit, betrügen das Unbetrügbare. Natürlich gibt es Unterschiede: bei Urs Widmer ist ein achtjähriger Bub der Waghalsige, und seine Sybille ist ein Schwede. Was Mick dort unten sieht, ist auch ganz anders als die uns vertrauten Topoi einer uns unvertrauten Gegend: kein Hades, keine Champs-Élysées, keine leidenden Scheusale und keine Seligen beim Fitnessstraining. Was der Achtjährige erlebt, ist eine Mischung aus hochalpiner Geröllhalde und knöcheltiefem Blutsumpf. Dabei hilft ihm weder Beatrice noch Vergil, auch kein goldener Zweig, sondern ein veritabler Knochen, Kuhknochen sagen die einen, «Tyrannosaurus rex» sagt Mick selber, der auf dem Kopf eine Indianerfeder Marke Navajo trägt.

Zurückgekehrt aus der Unterwelt wird aus Mick ein Erzähler. Einer, der Geschichten erzählt, die ganz anders sind als Geschichten, wie sie sonst erzählt werden. Es sind Urs Widmer-Geschichten, in denen die Wahrheit nicht mit der Wahrscheinlichkeit streitet. Authentisch ist vielleicht nicht einmal der Erzähler, sondern nur der, dem erzählt wird. Ich hänge an des Erzählers Lippen, also bin ich. Und so folgen wir ihm an die dustersten Orte und vertrauen blind darauf, dass wir von dort wieder zurückkehren – aber warum eigentlich? Weil wir Urs Widmer doch für den Erzähler halten, der alles überlebt haben muss, da er uns sonst nicht erzählen könnte.

Tatsächlich könnte man nun verleitet sein, in Urs Widmer einen letzten Gottvater unter den Autoren zu sehen, der mit überschäumender Fabulierlust die Strippen zieht. Das stimmt irgendwie auch – aber da sind dann doch die andern Töne wichtiger, die seine Texte unterlaufen. Urs Widmer ist ein Autor, der tatsächlich nicht weiss, wohin die Reise seiner Texte geht. Vielleicht kennt er das Ende, sogar sicher kennt er es. Aber auf welchen Wegen er zum Ausgang findet, bleibt gerade in so raffiniert und passgenau konstruierten Auseinandersetzungen mit dem Tod wie «Herrn Adamson» ein Abenteuer.

Das wird spürbar, wenn der Text plötzlich einbricht, wenn ihm etwas unterläuft, wenn der Erzähler aus der Rolle fällt. Es sind Momente eines vielleicht auch nur ganz kurzen, aber grossen Schweigens. Momente der Scham. Diese Momente passieren nicht einfach so; das hat nichts Naives. Sich an ihre Möglichkeit heranzuschreiben, das ist Kunst. Eine Kunst, wie wir sie auch von Robert Walser kennen: Man sitzt am Schreibtisch, man setzt sich einen Hut auf, den Schriftstellerhut, um als Unbekannter durch die bekannte Welt zu gehen, die einem jetzt unbekannt wird und dadurch vielleicht mit uns selber bekannt macht. Das Motiv der Heimkehr verbindet sich dabei mit dem Motiv des Aufbruchs. Beide entspringen dem Wunsch nach Selbsterkenntnis. So kommt es in Urs Widmers Büchern immer wieder und in immer wieder neuen Kon-

stellationen zu Begegnungen mit dem Vater und der Mutter. Aber sie sind ephemere, vergeblich. Auch ein heimkehrender Sohn bleibt ein verlorener, der sich nur in seiner eigenen Erfindung finden kann.

Urs Widmer ist ein Reiseschriftsteller, der noch selten da war, worüber er dann schrieb. Das ist geradezu *conditio sine qua non* seiner Reiseschriftstellerei. Und da seine Reisen meist vom «Fenster meines Hauses» aus beginnen, so der Titel eines frühen Erzählbandes aus dem Jahre 1977, braucht er auch nicht weit zu reisen, um da zu sein, wo er noch nie war. Urs Widmer ist alles andere als ein Fantasy-Autor. Seine Träume und Alpträume sind keine Fantastereien. Seine Fantasie hat mit Erinnerung, nicht mit Zukunft zu tun. Sie dient der Sichtbarmachung dessen, was wir zwar noch nicht gesehen haben, uns aber zutiefst vertraut ist.

Ob Urs Widmer umgekehrt das nahe ist, was weit weg liegt, ist fraglich. Eher nicht. Das folgt ja auch nicht aus dem andern. Unter dem Titel «Das Normale und die Sehnsucht», so ein früher Essay von ihm aus dem Jahre 1972, wurde sein Werk schon oft gesichtet. Wichtig ist, dass für Urs Widmer

die Sehnsucht stets zum Normalen gehört. Auch wenn sie das Normale zu transzendieren vermag, wird sie doch immer wieder von ihm eingeholt. Und wenn sie es unterläuft, so unterläuft sie schliesslich auch sich selbst. So ist, weil die *Sprache* an der Konstitution des Normalen einen entscheidenden Anteil hat, Urs Widmers Dichtung immer auch als Sprachkritik und Selbstreflexion zu lesen.

Ein weitherum verbreiteter Irrtum bleibt allerdings, dass Urs Widmer ein lustiger Autor sei, womöglich sogar der einzige in der Schweizer Literatur. Ein Irrtum wäre es auch, das Gegenteil zu behaupten. Aber Widmer ist kein Humorist. Er ist ein Komiker. Das Komische hat mit Lachen wenig zu tun. Umso mehr manchmal mit seinem Gegenteil, das wiederum mit Weinen nichts zu tun hat. Schwarz-weiss, hell-dunkel, finster-heiter: solche Dichotomien sind zur Beschreibung Widmers unbrauchbar.

## Reise nach Istanbul

Wie auch Diesseits und Jenseits. Urs Widmers Erzähler tauchen zu oft unter den Grenzen hindurch. Nur vordergründig hat die «Reise nach Istanbul» (2010; in: «Stille Post», 2011) ein etwas einfacheres Ziel. Setzen wir an bei einer Frage, die sich auch in «Herr Adamson» und im «Blauen Siphon» (1992) etwa stellt: Wie lange dauert eine Reise in die Unterwelt? Wie lange waren Odysseus, Aeneas, Dante da unten? Der achtjährige Mick ist genau einmal einen Augenblick weg. Wenn er auf dem Gepäckträger eines griechischen Polizeifahrrades bei Papa und Mama in Basel wieder auftaucht, ist ein Tag vergangen. Oder eine Ewigkeit.

Der Mythos von einem, der kurz wegging um Zigaretten zu kaufen, auf dem Küchentisch einen Zettel hinterliess: «Bin gleich wieder da», erfährt bei Urs Widmer eine entscheidende Umdeutung: Er ist tatsächlich immer gleich wieder zurück. So bricht selbst über die Nichtraucher täglich die Mythologie herein und jedes noch so kurze Verschwinden wird zur Wirklichkeit der Möglichkeit eines unendlich langen Wegseins, das nichts mit äusseren Distanzen und Begegnungen zu tun hat, sondern mit inneren. Nur ist die Rückkehr etwas komplizierter als das Verschwinden es war.

Das Komische  
hat mit Lachen  
wenig zu tun



Die kurze Reise nach Istanbul – es könnte auch Mumbai oder gar Bombay sein – führt den Erzähler in eine Unterwelt etwas anderer Art als Mick in «Herr Adamson»: in die Unterwelt des eigenen Ichs. Der achjährige Mick ist dann doch noch zu jung, um der Finsternis als seiner eigenen zu begegnen. Das «heart of darkness» ist immer das eigene Herz. Doch es ist nicht das uns bekannte Herz, das von innen nach aussen gekehrt würde, wie das leider zu oft geschieht in der Literatur, sondern das unbekannte, das sich vor uns fratzenhaft aufbaut. Als Bild für all die Dinge, für die wir nichts als Bilder finden. Weil Urs Widmer über sie schreibt, bleibt seine Literatur stets bildhaft.

Die «Reise nach Istanbul» ist eine Zugreise. Aber nicht der Zug verlässt zu Beginn den Bahnhof, sondern der Erzähler. Die Tür, durch die er geht, hat keinen Griff auf der Aussenseite. Falls die verrückte Welt draussen sein sollte: der Weg zurück bleibt verschlossen. Zunächst geht's hinab in ein schwarzes Tal, das sich als gar nicht so schwarz erweist, dann in ein Schulhaus, wo der Erzähler zu spät kommt, wie er schon immer zu spät gekommen war. Diesmal kommt er zu spät zu spät. Dann ist er in einer Stadt, die aussieht wie Stuttgart, vielleicht auch Stuttgart ist. Dann nimmt er einen Zug, der leider nicht der ist, in den er zurück möchte, nachdem er am Kiosk nichts gekauft hat.

Der Lokführer ist wie Herr Adamson eine Art Charon. Sein Zug fährt zwar nicht über den Acheron, aber rückwärts und damit prompt ins Desaster, das der Erzähler als Einziger überlebt – wie er alle Desaster seines Lebens überlebt, denen er durch eine apokalyptische Trümmerlandschaft irrend nun wieder begegnet. Bis er dann in Istanbul – oder ist es noch Konstantinopel oder schon wieder Byzanz – froh seine Familie in die Arme schliesst, als wäre nichts gewesen. Nur gealtert ist sie ein bisschen. Mehr sogar. Vielleicht ist es auch der Erzähler selber. Ist er jetzt gerettet? Oder hat er einfach Glück gehabt? Selbst eine Apokalypse ist relativ. Die, die es erwischt, haben Pech, die andern Schwein. Auch dies ein ironisches Selbstbildnis des Dichters, der meint, mit *seinen* Schöpfungen dem Schicksal der Schöpfung entgangen zu sein.

## Die Forschungsreise

Die «Reise nach Istanbul» ist ein Meisterwerk der Verschlingung (Selbstverschlingung) und Wiedergeburt in einem. Locker hingeschrieben konzentriert sie ein Prinzip des Widmerschen Erzählens, das einerseits zwangsläufig linear im Zeitfluss liegt, sich andererseits jedoch in seiner Rückwärtsgewandtheit und Wiederholung vergangener Ereignisse quer zu ihm stellt. In Urs Widmers erstem grossen Reiseroman, in der «Forschungsreise» (1974), äussert sich dieses Paradoxon basal schon in den zumeist kurzen und konsequent im Präsens gehaltenen Sätzen: «Ich sitze in meinem Zimmer, es ist still, und ich räuspere mich». So beginnt der Roman und geht zweihundert Seiten weiter, bis zur Rückkehr nach Frankfurt. Satz für Satz, Schritt für Schritt. Rasch geht das Gefühl für die reale Zeit verloren. Geschieht nun alles unendlich langsam – oder rasend schnell?

Die Reise führt nicht viel weiter als bis ins Bernina-Massiv und, etwas rasanter, wieder zurück an die Myliusstrasse in Frankfurt. Ins Haus

und an den Schreibtisch, den der Erzähler wohl gar nie verlassen hat. Der Forschungsreisende gleicht dabei eher einem Agenten auf der Flucht. Bis an die Zähne mit allem Möglichen für alles Unmögliche ausgerüstet, geht es ihm vor allem um Eines: unentdeckt bleiben, nicht auffallen, sein wie alle andern. Gerade dadurch ist er aber immer schon viel auffälliger als das Gebirge jedenfalls, das er besteigt. Da waren schon alle vor ihm. Das ist seine Tragik. Vor Widmers Forscher wird jeder Berg klein, und gerade das verhindert, dass er ein Held werden kann. Die «Forschungsreise» ist ein konsequentes Entheroisierungsprogramm. Zum Gepäck des Reisenden gehört vor allem, was er im Kopf hat: Abenteuerromane, Forschungsberichte, Log- und Tagebücher von Stanley bis Scott. Mythen also. Ihre Funktionsweise in der Sprache und Literatur der Gegenwart ist das wahre Forschungsziel des Romans. Eine «Abenteuerreise», wie es im Untertitel heisst, ist er ebenfalls weniger durch die Abenteuer, die der Reisende tatsächlich zu bestehen hat, als vielmehr durch seine Selbstinszenierungen. Genau genommen erlebt er überhaupt nichts. Obschon ihn die Reise mitten durch zivilisiertes Europa führt,

begegnet er als Agent kaum einer Menschenseele. Ausser der eigenen. Seine Abenteuer sind seine Vorstellungen, sind seine Vorbereitungen von Abenteuern.

Eine Zugfahrt wie in der «Reise nach Istanbul» gibt es auch in der «Forschungsreise», aber – kurz nach 1968 – handelt es sich um eine Zugsentführung – oder um deren Planung. Oder um die Vorstellung der Planung. Die Idee ist,

den TEE-Zug kurz vor Darmstadt von der Lok abzukoppeln, in der Führer und Entführer sitzen. Und während die Herren mit den «schwarzen Kofferchen» hinten aus den Wagons noch wütend von einer Brücke stürzen würden, würden Führer und Entführer bereits beim Bier sitzen und in der Zeitung von einem «neuen grässlichen Unglück» lesen. Der gewichtigste Unterschied zur dreissig Jahre späteren «Reise nach Istanbul» ist der, dass der Autor 2010 selber im Zug sitzt, den er entgleisen lässt. Das verlangt ihm zwangsläufig nun auch einiges mehr an Erzähltricks ab, wenn er die Behauptung, davongekommen zu sein, beweisen will.

## Entfernung von den Ursprüngen, wo Schweigen und Reden eine Einheit waren

## Stille Post

Reisen können in Urs Widmers Werk auch Texte selber. Derjenige, der dem Sammelband «Stille Post» (2011) den Titel gibt, basiert auf einem bekannten Kinderspiel: Man flüstert seinem Nachbarn einen Satz ins Ohr, der flüstert ihn wiederum seinem Nachbarn ins Ohr, und am Ende der Runde sieht man, was das, was herauskommt, mit dem, was hineingegeben wurde, noch zu tun hat. Ein Kinderspiel auch für erwachsene Kinder wie die Schriftsteller. Urs Widmer hat 1994 eine ganze Erzählung an verschiedene Übersetzer rund um den Erdball geschickt. Was zurückgekommen ist, ist die Geschichte einer anderen Geschichte. Im Nachwort sagt Widmer: «Das ist nicht, was ich einst geschrieben hatte. Ganz und gar nicht. Aber je öfter ich es durchlese: Es ist vielleicht das, was ich schreiben wollte!»

Ein vergleichbares, wenn auch komplexerers Experiment hat der Autor auch an sich selber unternommen. In einem kleinen Konvolut mit



## Fortsetzung von Seite 7

dem Titel «Damals und jetzt» (2005; in: Stille Post, 2011) zog er kurze Texte aus der Schublade, die er um 1978 herum geschrieben hatte (oder geschrieben haben will). Damals war er vierzig Jahre alt. Jetzt, mit «mehr als 70» schummelt er ein bisschen, hat er sie wieder gelesen und auf ihre inzwischen «etwas fremde Stimme» eine Antwort geschrieben. Diese Antworten sind im Konvolut in Kursivschrift unter die Ersttexte gesetzt.

Obschon Zeit vergangen ist, haben die Ersttexte sich nicht verändert. Die Erfahrung, die Widmer macht, ist die, dass sie noch reden, auch wenn sie vielleicht nichts mehr zu sagen haben. Dass sie eine Antwort verlangen, auch wenn sie vielleicht keine Frage mehr stellen, gar nie eine stellen, einfach unfertig waren oder unklar blieben. In den neuen Texten, die die alten lesen, geht es aber um etwas anderes als um Ergänzungen oder Fehlerkorrekturen. Es geht um das Fehlen überhaupt: um das Fehlen von Sprache vor allem. Im Unterschied zu den Texten, hat *ihn*, hat die Zeit Urs Widmer verändert. Seine neuen Texte sind länger, reicher an Worten. Das muss kein Widerspurch sein zu ihrem Verlust. Schreiben ist in Urs Widmers Poetik grundsätzlich Entfernung von den Ursprüngen, wo Schweigen und Reden eine Einheit waren: «Am Anfang war eine Stille», heisst es in seinem eigenen Schöpfungsmythos «Yal, Chnu, Fibittl, Shnö» (1983, in «Stille Post» 2011). Je wortreicher die Texte, desto näher sind sie dem Ende. Einer anderen Stille als der des Anfangs. Dem Anfang fehlte nichts, auch nicht die Worte. Die Stille am Ende ist aber auch ein Fehlen von Vorstellungen. Schlimm für den Dichter ist nicht der Weltuntergang, sondern dass er dafür die Bilder nicht mehr hat, die es zur Zeit der Apokalypse noch gab. Und eine Zeitlang danach.

## Das enge Land

Urs Widmer ist ein Meister im Verlieren oder Verstecken. So sind auch die Texte «Damals und jetzt» nicht ganz in den Papierkorb gewandert, sondern irgendein Händchen hat sie zum Teil wenigstens in einen Roman befördert: ins «Enge Land» (1981). Es ist das wohl verrückteste Buch von Widmer – und hatte es in der Kritik entsprechend schwer. Man kann es nicht nacherzählen. Aber man muss, um zu zeigen, dass man es nicht kann, denn genau dies ist sein wichtigster Inhalt. Es hört auf eine Erzählung zu sein und ist vielleicht das formal modernste Buch von Urs Widmer.

Es gibt nichts ausser Bewegung, «action». Sinnloser als in der «Forschungsreise», wenn man so will; wirrer, komplexer, verschlauerter. Die Geschichte, es ist eine Fluchtgeschichte oder eine Geschichtenflucht, beginnt ziemlich genau vierundfünfzig Jahre vor derjenigen von «Herrn Adamson», am vierzigsten Geburtstag des Erzählers. Von Frankfurt geht's über die Alpen nach Venedig, da immerhin eine verzweifelt heftige Liebesgeschichte. Auf dem Rückweg bleibt der Erzähler, ein «lieber Ali», von Beruf Fernsehflicker, eigentlich aber Schriftsteller, in den Eiswüsten der Bernina stecken, die wir aus der «Forschungsreise» kennen. In-

zwischen wachsen da auch schon Kakteen, während sie für andere Touristen ein ganz gewöhnliches Skigebiet bleiben. Der Erzähler nistet sich ein bei einer merkwürdigen Menschengruppe aus drei Polizisten, dem mit Marienkreuzen handelnden Benjamin und seiner Frau Rosa und einem schrulligen alten, weiblichen Bergschrott namens Frau Meier, die ständig in den Felswänden verquere Geschichten aus urvorherigen Zeiten herumbrüllt – es sind die, die wir aus «Damals und jetzt» kennen. Im Echoduell mit dem Erzähler will sie zudem die Geschichte Bubiens schreiben, eines nur wenige Meter breiten Landes entlang einer Eisenbahnlinie. Lang ist es schon, aber beides, seine Überlänge und seine Unterbreite, dient nur dazu, dass man es übersieht. Dazu kartographiert sie die Schweiz, im Massstab eins zu eins.

Einmal dann kehrt der Erzähler nach Frankfurt zurück, wo er besagtem Benjamin, der inzwischen Kunsthändler geworden ist, wieder in die Arme oder Fänge oder Wohnung läuft, denn bei sich zuhause kann er nicht mehr wohnen, da führt ein anderer inzwischen das Fernsehreparaturgeschäft, das er von seinem Vater übernommen hatte. Nur sein Hund ist noch da und erkennt ihn wieder. Als Fernsehmechaniker kommt er jetzt immerhin tatsächlich zum Fernsehen, wo er mit der Uhr die Auftrittsanteile der Schauspieler in Fernsehfilmen zu messen hat. Was ihm wunderbar ermöglicht, Filme und Geschichten zu erzählen. Dann taucht Frau Meier wieder auf und eine Clara, die einen Benjamin sucht, der offensichtlich ihr Freund ist.

Von Benjamin befreit sich der Erzähler, indem er ihn in den Main schmeisst nach einer dubiosen Kunsthandels- oder Raubgeschichte und Claras unerwartetem Tod. Weil da auch noch eine Tochter Claras war, vielleicht mit oder von Benjamin, vielleicht aber auch von Rosa. Dann flüchtet er in die Schweiz, wo er bei Frau Meier wieder landet, die unterdessen ihr Land gefunden hat: bisher hatte sie es stets am falschen Ort gesucht, bei einem Eingang nämlich. Jetzt weiss sie: es ist ein Ausgang, ihr Ausgang – durch den sie entschwindet. Plötzlich ist auch Benjamin wieder da, flott wie eh und je. Und dann wird Ali von den drei Polizisten verhaftet. Weil er Benjamin, Max oder Paul in den Fluss gestossen hat. «Eigentlich wollte ich hier oben ein Epos schreiben. Mehrere kommen, und dann gehen sie wieder», sagt Ali noch wütend, dann machen sich die Polizisten über seine Vorräte her und legen sich schlafen. Alis Hirn wird zermartert von wüsten Filmen, Geschichten, Mythen, die aus einem knopfgrossen Bildschirm direkt in seinem Hirn spielen. Dann legt auch er sich schlafen, wie immer in einem umgekehrten Tisch, und träumt davon, dass er nun alles wisse, was er bisher nicht gewusst hatte. Und alles nicht mehr wisse, was er bisher gewusst hatte.

Zweifelloso liegt darin – wie in allen Texten Urs Widmers (nicht nur in den Theaterstücken) – viel Komik. Interessanterweise entsteht sie nicht dadurch, dass jemandem etwas misslingt, sondern gelingt. Aber da mit dem Gelingen keine Komik verbunden sein kann, bleibt nur mehr eine Möglichkeit: die des gelungenen Misslingens. 

## Literaturprogramm der Alten Schmiede für Juni 2013

13.6. Donnerstag, 19.00

**NURUDDIN FARAH** (Somalia - Südafrika) zweisprachige Lesung aus seinem Roman

LQ

GEKAPERT/CROSSBONES (Übersetzung: Susann Urban; Suhrkamp Verlag, 2013/ Riverhead Books, 2011) •

**ILIJA TROJANOW** (Wien) Einleitung, Lesung der Übersetzung, Gespräch mit dem AutorAlte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, [www.alte-schmiede.at](http://www.alte-schmiede.at)

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 64/2013 | Redaktion: Walter Famlar, Kurt Neumann, Lena Brandauer, Daniel Terkl | Fotos (©): Dieter Brasch/Deuticke Verlag; Regine Mosimann/Diogenes Verlag; Maik Petrone | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: [marianne.schwach@alte-schmiede.at](mailto:marianne.schwach@alte-schmiede.at) | Der Hammer 64 erscheint in einer Auflage von 30 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 345, 29. Mai 2013 | Grafische Gestaltung: fuhrer